

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Wir fordern mehr.

Wir wollen Brot! Bescheidene Geschlechter  
begnügten sich, wenn in erregten Tagen  
des Aufbruchs Banner ward vorangetragen,  
fürs liebe Brot zu stehn als wadre Kämpfer.  
Wir aber, die wir gründliche Verächter  
der Demut sind, wir Ungeflümmen schlagen,  
glaubt man zufrühen uns bei vollem Magen,  
ein lautes Lachen an, ein Hohngelächter.  
Wir fordern mehr. Wir ahnen, was das Leben  
vermag an Lust, an Glanz und Gut zu geben!  
Uns lockt es nicht, das Glück der fatten Herde.  
Wir wollen alles, was erfreut, genießen,  
das Reich der Kunst, des Wissens uns erschließen.  
Wir fordern für uns lähn die ganze Erde.

Martin Drescher.

### Stiefeltragödie.

Von J. Winzengz-Wien.

Der „Fixangestellte“, das heißt der vom österreichischen Staat festbesoldete Herr Thomas Zieselmaier betrachtete seine Schuhe. Sie sahen genau so aus wie ihr Besitzer: sehr herabgekommen. Und so tat der Fixangestellte all sein Geld in den Beutel und ging auf die Suche nach neuen Stiefeln. Er fand auch bald ein Paar, das wie für ihn gemacht schien. Der rechte Schuh trug einen Zettel: 5000 Kronen! Herr Zieselmaier wäre erbläht, wenn er dies noch vermocht hätte. 5000 Kronen! Nein, soviel Geld wird er nicht ausgeben. Lieber noch eine Weile warten, es geht ja sowieso die Rede vom „Preisabbau“.

Von jetzt ab behandelte der Fixangestellte seine alten Schuhe noch sorgfältiger und ließ zwei Wochen verstreichen. Nun würde der Preisabbau doch schon eingesetzt haben, dachte er und begab sich wieder zu dem Schuhgeschäft. Die Schuhe standen noch im Schaufenster — bloß der Zettel hatte sich verändert. 6000 Kronen! verkündete er.

Herr Zieselmaier ärgerte sich beträchtlich. Das war ja das Gegenteil vom Preisabbau! Und noch mehr ärgerte es ihn, daß er durch sein Zögern sozusagen tausend Kronen eingebüßt hatte. Gerade kam der Verkäufer zur Ladentür heraus. Herr Zieselmaier fragte ihn nach dem Grunde dieser Verteuerung.

Der Verkäufer nahm eine weiße Miene an und sprach:

„Sie kümmern sich wohl nicht viel um Politik, mein Herr?“

„Hat die denn mit den Schuhen etwas zu tun?“ fragte der Fixangestellte erstaunt.

„Ganz gewiß!“ war die Antwort. „Ezkaifer Karl ist in Ungarn gelandet und will dort König sein.“

„Nun, und —“ staunte Herr Zieselmaier noch mehr.

„Und das verteuert eben das Leder.“

Kopfschüttelnd enisfernte sich der Fixangestellte und beschloß, jetzt erst recht zu warten und ging auf seinen alten Schuhen wie auf den Eiern, die er sich schon längst nicht mehr kaufen konnte. Boetisch ausgedrückt hätte es heißen müssen, Herr Zieselmaier schwebte. Was bei seiner augenblicklichen Körperbeschaffenheit kein Kunststück war.

Nach wiederum vierzehn Tagen ging er abermals zu „seinen“ Schuhen. Sie standen noch im Schaufenster. Bloß der Zettel hatte sich verändert. 7000 Kronen! verkündete er. Herr Zieselmaier ergrimmete und — ließ die Schuhe stehen. Das war auch kein Kunststück, denn er hatte nicht soviel Geld. Mit Todesverachtung schwebte der Fixangestellte jetzt täglich ins Amt und von da wieder in sein Heim. Die einzige Freude, die es für ihn gab, war, sich öfters vor dem Schaufenster einzufinden. Seine Schuhe standen darinnen, wie vor und eh. Bloß die Zettel wechselten. Es war die reine Papiererschwendung. Als der Zettel 8000 Kronen verkündete, traf Herr Zieselmaier wieder den Verkäufer. Vorwurfsvoll fragte ihn der Fixangestellte:

„Ja, wie kommt das? In einem Monat gleich um dreitausend Kronen!“

„Wie?“ entgegnete der Verkäufer, „haben Sie nicht gehört, daß Ezkaifer Karl nicht König von Ungarn geworden ist?“

„Nun, und —?“ fragte Herr Zieselmaier.

„So etwas verteuert eben das Leder.“

Da ging Herr Zieselmaier auf seinen alten Schuhen davon. Sie waren nur noch Fragmente. Es erging ihnen wie der alten Monarchie: Alles trennte sich los, trotzdem ihnen der Fixangestellte die größten Zugeständnisse machte. Er trug sie nur noch auf „Amiswegen“. Im Amt selbst zog er sie aus und steckte seine Füße in einen vollen Papierkorb. Für Zuhause aber hatte er sich aus alten Akten des Josefinitischen Zeitalters schuhähnliche Gebilde hergestellt.

Zwei Wochen später hatte sich, in Folge des angekündigten Preisabbaues, der Preis auf dem rechten Schuh so verändert, daß der Fixangestellte bei seinem Anblick vor Schreck erstarrte. 10 000 Kronen! blähte sich der Zettel.

Da schlich der Fixangestellte traurig davon und begrub die Hoffnung, jemals in diesem Leben ein neues Stiefelpaar zu bekommen. Aber — o Wunder! Gerade an diesem Tage widerfuhr ihm eine große Freude: der fürsorgliche Staat gewährte den Fixangestellten einen Anschaffungsbeitrag von 10 000 Kronen. Der Herr Sektionschef hielt aus diesem Anlaß eine ergreifende Rede, die in die Mahnung ausklang, die Fixangestellten mögen sich jetzt nicht etwa dem Fraße und der Wöllerei hingeben.

Herr Zieselmaier lief mit der neuen Zehntausendkronennote spornstreichs zum Schuhgeschäft. Er vergaß aber dabei, wie es um seine alten Schuhe stand und blähte durch sein Ungeflüm den Absatz des linken und die Sohle des rechten Stiefels ein. Reuend kam er vor das Schaufenster — Herrgott, die Schuhe, seine Schuhe waren weg! Er stürzte in das Geschäft hinein — ein Freudentuschrei entrang sich ihm: „Gott sei Dank, da sind sie ja!“ Wirklich, die Schuhe standen auf dem Ladentisch. Der Verkäufer hatte sie bloß hereingeholt, um den Zettel zu verändern.

Herr Thomas Zieselmaier probierte die Schuhe. Sie sahen wie angegossen. Er zog sie wieder aus, betrachtete sie liebevoll, streichelte sie zärtlich. Als er aber jetzt in die Brieftasche griff und den Anschaffungspreis, das heißt die neue Zehntausendkronennote herausnahm, da fiel es ihm schwer aufs Herz: Soviel Geld für ein Paar Schuhe! Ein heftiger Kampf durchtobte sein Inneres.

Der Verkäufer sah auf die Uhr und maß dann Herrn Zieselmaier mit strengen Blicken.

„Wollen Sie die Schuhe kaufen?“ sprach er würdevoll.

„Ja, ja, das schon,“ sagte der Fixangestellte, „aber warum, in Himmelsnamen, gleich 10 000 Kronen?“

„Sie haben wohl nichts von den neuesten politischen Begebenheiten vernommen?“ fragte der Verkäufer.

„Nein,“ gestand der Fixangestellte.

„Ich dachte es mir,“ meinte der Verkäufer. „Also, der Ezkaifer Karl ist nicht nur nicht König in Ungarn geblieben, er ist vielmehr gefangen genommen und nach Madeira ins Exil gebracht worden.“

„Nun, und —?“ stotterte ängstlich Herr Zieselmaier.

„So etwas verteuert eben das Leder,“ gab der Verkäufer zurück. Dann sah er wieder auf die Uhr und sprach: „Wenn Sie sich den Kauf noch zwei Minuten überlegen, kosten die Schuhe 12 000 Kronen.“

„Heiliger Gott!“ schrie Herr Thomas Zieselmaier auf, warf den Anschaffungsbeitrag auf den Ladentisch, brüllte die neuen Schuhe an sein Herz und entfloß auf den Resten der alten.

### Erleben und Leben.

Immer nur Erlebensbrunst  
Masoquistischer Genießer?  
Leben, leben heißt die Kunst,  
Leben ist der Welterschließer.  
Leben flieht das schlafte Dämmern,  
Heißt verbiegen, prügeln, hämmern.  
Kein Sinnieren, nur die Tat  
Zwingt den Firtel zum Quadrat.  
Schafft du nicht das Bestenleben,  
Nimmermehr wirst du's erleben.

Ulta Troll

# Kunstzigeuner und proletarischer Dichter.

Dem Gedächtnis Martin Dreschers.

Von Johannes Schönherr.

Martin Drescher war nicht Proletarier von Herkunft und Beruf; irgendem Schuldzwang und väterliche Engherzigkeit haben den ehemaligen Referendar aus Wittstock in Brandenburg über den Ozean vertrieben und zum Proletariat gebracht. Und drüben in Amerika wurde ihm das Leben zu einer Hydra mit unzähligen Köpfen; denn in seinem Denken und Fühlen war Drescher allezeit von verschwiegenem Spott, keuscher Verlegenheit und mimosenhafter Reizbarkeit erfüllt gegen spießbürgerliche Ordnung, Geschäftstüchtigkeit, anpassungsfähige Gesinnungslumperei und stumpfe Behäbigkeit. Und so wurde sein Leben Hunger, Erniedrigung, Kälte und Obdachlosigkeit. Wochenlang sah er kein Bett. Kleider und Schuhe hingen oft in Fetzen an seinem gelähmten Körper. Das Gras der Prärien, die Gräben der Landstraßen empfingen den müden Baganten nachts in ihrem Schoß. Und war ihm doch einmal ein Unterchlupf mit wirklichem Dach beschieden, so stieg er mit Rasolnikowgefühlen die Treppe hinauf zu seiner Bude, jeden Augenblick gewärtig, des Hauses verwiesen zu werden. Selbst seine besten Freunde brachten es nicht fertig, diesen „Nur-Dichter“ „praktische“ Lebensführung zu lehren. In der Geistesöde Deutschamerikas gab es für ihn bei den gut finanzierten bürgerlichen Zeitungen, deren Feuilleton auf diesem literarischen Niveau stand, keine Absatzgebiete, und die küstlerisch geleitete Arbeiterpresse wiederum hatte zu wenig Geld. So steigerte sich seine Verachtung aller konventionellen Moral und verlogenen Gesellschaftsform. Er war und blieb der eigenartig-truzige Mensch, der sein Höhenherz auch in den Niederungen des Lebens schlagen lassen wollte. Wohl hatte er sich dadurch selbst gefunden; aber die Gesellschaft gab ihn verloren, deren unglücklicher Ausgehöckener Drescher wegen seiner sozialrebellischen Bestrebungen in Dichtung und Leben gar bald wurde. Und während Gedanken der Menschheit in seinen Gedanken arbeiteten, stolperte der Dichter, ännend und horchend auf den Herzschlag der Menschheit, über die Widerwärtigkeiten des Alltags. Hinzu kam, daß eine angeborene physische Plumpheit ihm jede Aussicht auf ein erfolgreiches Fortkommen in irgendeinem praktischen Berufe im vorhinein schon versagte.

Seine erste Stellung in einer schmutzigen Winkelkneipe endete mit der Entlassung durch den Wirt, der sich durch die Ungeschicklichkeit seines Bierausgebers nicht alle Gläser zerbrechen und alle Gäste vertreiben lassen wollte. Darauf verkaufte Drescher als Kolporteur in Wieskafornen Schundromane in Lieferungen und pries sie seiner Kundschaft mit der Behauptung an, daß Goethe und Schiller sich dahinter verstecken müßten. Aber vielleicht packte ihn bei solcher Beschäftigung bald der Ekel — genug — er versuchte sich als Lebensversicherungs- und Nähmaschinenagent, angelockt durch den versprochenen Vorschuß von 50 Cents. Ein Asyl für Obdachlose oder eine Bank zur Nacht auf einem Square blieben für ihn trotz alledem die einzige Möglichkeit, neue Kräfte für die Fronarbeit des nächsten Tages zu gewinnen. Von New York aus ging dann Drescher monatelang auf die Waise. Auf Befragen wies er manchenmal auf seine gelähmten Beine: „Ja, die habe ich mir ehrlich beim Schlafen auf offener Prärie geholt!“ In jenen Zeiten blieb dem Heimatlosen das Betteln vor zugeschlagenen Türen nicht erspart. Später wirkte er u. a. als Lehrer an einer freien Sonntagsschule und als Redakteur der „Fackel“, in deren Mitarbeiterkreise er auf die ersten ihn verstehenden Menschen stieß. In solchen Zirkeln schäumte sein Lebensgefühl bei Sang und Trank auf, ebenso wie in den seltenen Augenblicken, wo er Geld in der Tasche hatte, und, getreu dem Jesuswort, daß man nicht für morgen sorgen sollte, ein vorbeigehendes armes Kind oder eine verhärmte Dirne mit ein paar Dollar beglückte.

Von nur kurzer Dauer war dann Dreschers Tätigkeit als Schriftsteller der „vornehmen“ Zeitschrift „Die Glocke“, die von einem reich gewordenen Käschändler herausgegeben wurde. Von größter Bedeutung aber war des Dichters Arbeit mit Robert Keibel in Detroit, in dessen „Armen Teufel“ seine besten Auffätze und seine Uebersetzungen von Poe, Longfellow usw. veröffentlicht wurden. Keibel setzte seinen Freund Drescher auf seinem Sterbebett auch zum Erben seiner gesamten Lebensarbeit ein. Dieses große Vertrauen läßt sich vor allem aus den Gedichten Martin Dreschers verstehen. Dreschers Gedichte sind ewige Proteste und ewiger Aufbruch; denn sein Herz war erfüllt von der Sehnsucht nach einer besseren Menschheit und einem lichtvolleren Dasein. Der Trost eines Menschen beherrschte ihn, der die Morgenröte einer neuen Zeit zu schauen begehrt, in dunkelsten Tiefen menschlichen Seins nicht die Waffen nur zum Kampf für das Glück der fatten Herde begeistern möchte, sondern durch seine flammenden Verse in ihnen vor allem die Sehnsucht nach den Schönheiten der Kunst und nach dem Reiche des Wissens erwecken will — Sehnsucht nach der ganzen Erde. Der Mensch, unabhängig durch Besitz und durch Bildung frei, losgelöst von dem Tiefenschicksal der Ausgestoßenen und Unterdrückten, ist das seine Gesamtichtung durchdringende Sehnsuchtsmotiv. So gewinnen Dreschers Gedichte einen allgemein menschlichen Wert und ragen empor zu dem Besten der sozialen Dichtung, allein durch die stürmende, werdende Kraft der Gedanken und Gefühle, in denen das glühende Massenherz nach Ausdruck ringt. Aber sein Buch „Gedichte“ ist zum Teil auch ein Spiegel des wechselvollen Lebensschicksals Martin Dreschers und wird so zu einem rein persönlichen

Dokument. Alle Lebensstationen seines Weges bis zu seinem frühen Grabe tauchen auf, zuweilen wohl von weilschmerzlichen Stimmungen umweht, die an Genau erinnern, schließlich aber doch von Lebenstapferkeit bezwungen. So fügt sich Gedicht an Gedicht zu einem Lebensbild zusammen, vor dessen zeitgefärbtem Hintergrund das tapfere, edle Wollen dieses leidgeprüften Menschen und proletarischen Freiheitskämpfers — er starb während der Kriegsjahre — unvergänglich leuchten wird.

## Bildungswesen im heutigen Rußland.

Von P. F. Friedrich.

„Kennst Ihr ein Land, in welchem das Schulwesen so vollkommen ist, wie in Rußland?“, rief Lunatschsky auf einem Essej in Moskau seinen Hörern zu. . . Freies Studium für jedermann, unzählige Volkshochschulen, die möglichsten und unmöglichsten Kurse, Fortbildungsschulen — dieses sind Fortschritte, deren sich Rußland allerdings rühmen kann. Außerlich wenigstens. Denn ein Studium in der Zwangsjacke kommunistischer Parteipolitik, unter Aufsicht bolschewistischer Spitzel ist nichts anderes als Vergewaltigung. Tausende, die zur Fortsetzung ihres Studiums zur Universität abkommandiert worden sind, würden gerne wieder fort — trotz erhöhter Lebensmittelration, trotz des Gehaltes. . . Was nützen die vielen neuerrichteten Schulen, wenn sie aus Mangel an Besetzung und Beheizung geschlossen bleiben! Was nützen die vielen Anstalten mit den hochtrabenden Bezeichnungen (Volksumiversität, Konservatorium u. a.), die heutzutage in jedem gottverlassenen Dörflein zu finden sind! Was nützen sie ohne Lehrer und Beihilfen.

Die Intelligenz ist zum größten Teil vertrieben und vernichtet. Dem kleinen Häuflein, das ausgehalten hat, wird jede Lust zur Mitarbeit durch die leidige Parteipolitik geradezu vergällt, denn alle diese neuerrichteten Anstalten sind nichts anderes als Ablagerungsstätten kommunistischer Propaganda — angefangen von der Kleinkinderschule bis zur Universität. — Wohl versuchen einige Kommisars für Volksbildung, Schule von Politik zu trennen. Ja, ich habe Kommunisten kennengelernt, die freudig jedem die Hand reichen — auch ihrem politischen Gegner — zu gemeinsamer Arbeit zu Nutzen des während der Jarenzeit künstlich in seinem Dunkel erhaltenen Volkes. — Es wäre einseitig, wollte man nur die auf der unsinnigen Parteipolitik erwachsenen Mißstände betrachten, denn der russische Ruschik hat während der letzten Jahre viel gelernt. So hat z. B. die Zahl der Analphabeten bedeutend abgenommen.

Ich befand mich im Sommer 1920 als Lehrer am Seminar in einem kleinen sibirischen Städtchen, als der Befehl herauskam, allen Analphabeten des ganzen Suberaniums im Laufe von drei Monaten das Lesen und Schreiben beizubringen. Im Städtchen war eine Garnison von rund 2000 Köpfen. Unter diesen waren nur 10 Proz. lese- und schreibkundig. Nach einer schier ausreibenden Arbeit kamen wir zu dem erfreulichen Resultat, daß zirka 90 Proz. unserer rotgardistischen ABC-Schützen in der gegebenen Zeit leidlich lesen und schreiben lernten. Ähnliche Gewalttaten wurden in ganz Rußland und Sibirien vorgenommen. Man bedenke, was für einen geistigen Umschwung solch ein Fortschritt bringen muß — bei einem Volke, das bis dahin den Lesekundigen mit offenem Munde anstaunte. Daß es nun das „Richtige“ zum Lesen bekam, dafür sorgten eben die „Tomarschiki“ (Genossen). Fliegende Theater, Agitationszüge mit Flugblättern, Broschüren, Bildern, Orchestern und Kinos — alles natürlich in den trappsten Farben der Parteipolitik — bearbeiteten das Volk nach dem Programm der Moskauer Nachthaber. . . Was Wunder, wenn der Bauer, der vielleicht noch nie ein Orchester gehört, nie ein Kino und andere Wunderdinge gesehen hat, nun plötzlich merkt, daß es auch anderes außer der Krute und dem Popen gibt. Er hält den Bolschewisten für einen Allerweltserl und bewundert ihn, obwohl dieser ihm die letzte Kuh aus dem Stalle zieht.

Trotz dieser Reklame und Agitation hört man immer wieder von Aufruhr und Unruhen als Zeichen allgemeiner Unzufriedenheit. Doch bleibt der Bolschewit immer wieder Sieger. Woran liegt das?! . . . Er hat die Jugend in seiner Hand — angefangen vom Schulkinde bis zum Rotgardisten. Diese Jugend ist die Hoffnung der Kommissare. Das Banner, — so rechnen sie —, das vielleicht bald ihren Händen entfallen wird, soll die heranwachsende Generation wieder erheben. . . Es ist unglaublich, mit welchen Mitteln der Sowjet vorgeht, die Kinder für sich zu gewinnen. Die heiligsten Gefühle der Eltern und Lehrer werden geradezu mit Füßen getreten. Die Kinder werden erzogen, ja gezwungen, die Eltern eben nur als Bürger des Staates zu betrachten. . . Wehe den Eltern, die vielleicht in Gegenwart ihres Kindes abfällig über die Regierung urteilen, oder gar dem Kinde verbieten wollen, an irgendeiner kommunistischen Feier teilzunehmen. Es kann ihnen passieren, daß das eigene Kind ihnen seine politische Ueberlegenheit beweist und sie sich mit blutendem Herzen vor der „Tscheta“ zu verantworten haben. . . Wehe dem Lehrer, der in der Schule ein unvorsichtiges Wortlein hat entschlipfen lassen! Seine eigenen Schüler setzen ihn hinter Schloß und Riegel.

Folgendes Beispiel dürfte die Zustände in der Sowjet-Schule etwas beleuchten: Im bereits erwähnten sibirischen Städtchen bestand unter den Schülern des Seminars ein Zirkel für einheimische Geographie. Ich muß vorausschicken, daß dieser Zirkel keinerlei

politische Ziele verfolgte, im Gegensatz zu der Vereinigung kommunistischer Schüler desselben Ortes, die von der Verwaltung des Nevkoms (Revolutions-Komitee) gegründet worden war. — Eines Tages erhielt ich als Leiter des Zirkels von der kommunistischen Schülervereinigung den Befehl, diesen sofort aufzulösen, da die Mitglieder desselben angeblich aus „weißen Elementen“ beständen. Unterzeichnet war der Befehl von zwei meiner eigenen Schüler und von einem Mitglied des „Rev. Koms“. Ich mußte mich fügen.

Ich will nicht weiter auf die Reformen im russischen Bildungswesen eingehen. Doch dürften diese Zeilen dem Leser genügend Einblick gewähren in die „Vollkommenheit“ der russischen Schule, die Lunatscharsky auf dem Esjeld in Moskau so pathetisch herausstrich.

## Die Entstehung der Mondkrater.

Von Dr. Hanns Krafft.

Die Entstehung der Mondkrater ist in der Fachliteratur heiß umstritten, nicht weniger als vier Hypothesen hatten diese Frage bisher zu ergründen gesucht. Die Blasenhypothese läßt die Ringgebirge als Spuren großer geplatzter Blasen eines feurigen zähflüssigen Magma entstanden sein. Die „Bezeitenhypothese“ begründet Ebert folgendermaßen: „Denken wir uns einen glühenden flüssigen Weltkörper, der Abkühlung durch allseitige Strahlung unterworfen, so werden sich allmählich auf seiner Oberfläche feste Erstarrungsschollen bilden, die in einem noch flüssigen Meer schwimmen. Beim Monde trat nun hierzu die Anziehung der Erde, was eine große Flutwelle der flüssigen Bestandteile erzeugte. Das Magma quoll bei der Flut über die festen Schollen empor, überflutete diese, zog sich dann bei Eintreten der Ebbe zurück und wiederholte das Spiel bei der nächsten Flut.“ Mit der Vulkanhypothese vertreten eine ganze Anzahl namhafter Geologen und Astronomen die Ansicht, daß die Mondkrater Vulkane seien; solche mit Zentralberg entsprächen der Form des Vesuvius, dessen jüngerer Zentralkegel ja von dem älteren Monte Somma umgeben ist. Die flachen Ringebenen werden meist mit den Kraterseen Italiens oder den Maren der Eifel gleichgesetzt. Nach der sogenannten Aufsturzhypothese endlich sollen die Mondkrater als die Einschlagstellen meteoritischer Massen auf die damals noch heiße und plastische Mondfläche gedeutet werden.

In einer neuen Arbeit versucht Dr. Alfred Wegener von der Universität Hamburg (Sammlung Bieweg u. Sohn, Braunschweig) den Nachweis, daß die Blasen-, Bezeiten- und Vulkanhypothese nicht aufrechterhalten werden kann. Eingehende Versuche belehrten Wegener über die Vorgänge, die beim Aufsturz von Körpern eintreten und über die Formen, welche dabei entstehen. Dabei ergab sich die große Wahrscheinlichkeit der Aufsturzhypothese, die in letzterer Zeit auch noch nach einer anderen Richtung hin eine Stütze fand, nämlich durch die Vermehrung unserer Erfahrungen über irdische Aufsturzkrater, besonders eines Gebildes im nördlichen Teil von Zentral-Arizona, des sogenannten Coon Butte. Man hatte lange an der vulkanischen Natur dieses Kraters festgehalten, aber heute besteht Einigkeit darüber, daß es sich hier um einen Aufsturzkrater handelt, der von einem oder mehreren Eisenmeteoriten erzeugt wurde. Man schätzt die Durchmesser der Meteoriten auf 150 bis 200 Meter. Es sei an sich wenig wahrscheinlich, meint Wegener, daß dieser Meteoritenkrater der einzige auf der Erde ist. Namentlich das massenhafte Vorkommen vulkanischer Bläser in gewissen Tertiärschichten Böhmens und Mährens, in Australien u. a. scheint anzudeuten, daß ähnliche großartige Meteoritfälle wenigstens in früheren geologischen Zeiten wiederholt stattgefunden haben. Freilich, ob diese Aufsturzvorgänge bei der Kraterbildung auf unserem Planeten eine nur einigermaßen ähnliche Rolle gespielt haben, wie sie hier Dr. Wegener für die Entstehung der Mondkrater nachzuweisen versucht, ist wenig wahrscheinlich.

## Wandlungen des Tanzes.

Man schreibt uns: Welches Volk, und sei es noch so unzivilisiert, kennt nicht den Tanz? Solange Menschen auf der Erde leben, existiert der Tanz, als Ausdruck innerster Freude, als Verkörperung des Schmerzes, als Offenbarung religiöser Gefühle. Man denke an die Tempeltänze der alten Ägypter, die religiösen Tänze der Indier, die Tänze der Israeliten, an die Tänze der Griechen, an die im heidnischen Rom. Früher kannte man die Art des Tanzes, den Rundtanz der Paare, wie wir ihn später im Volke finden, nicht, es war immer eine besondere Klasse von Menschen, meist Priester oder Priesterinnen, oder eigens dazu vorgebildete Mädchen, die den Tanz ausführten. Das Volk selbst beteiligte sich nicht daran. In Japan und China ist noch heute die bei uns übliche Form des Tanzes fremd, dort sind es die Tänzerinnen, die an großen Nationalfesten oder in Teehäusern ihre Kunst zeigen. Als endlich der Tanz als Reigen oder Rundtanz vom Volke aufgenommen wurde, erfreute er sich bei der geistlichen und weltlichen Obrigkeit durchaus keiner Beliebtheit; er wurde mit größter Strenge bestraft und mit hohen Strafen belegt, weil der Tanz als „unflüchtig“ und „ansüßig“ galt. Die Büttel und

Brunner standen vor den Gasthäusern und auf den öffentlichen Volksbelustigungen, um das Tanzen zu verhindern. Druck erzeugt Gegenruck, das Volk tanzte Verbote und Strafen nieder, bis auch die gestrenge Obrigkeit erst ein, dann zwei Augen zudrückte und schließlich selbst den Reigen mittanzte.

Bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts etwa war der Tanz ein Schreiten, begleitet von fröhlichen Gesängen und Volksliedern. Im 1821 taucht in Wien zum erstenmal der Walzer auf, den man jedoch im langsamem Tempo als Zweischrittwalzer tanzte. Raum hatte er den Weg ins Volk gefunden, als er auch schon wieder verboten wurde. In den vierziger Jahren tanzte alles auf „O du lieber Augustin“ gemüthlich in langsamem Zeitmaß, bald aber veränderte sich der Zweischrittwalzer in den Sechschrittwalzer. Nach 1848 artete der Tanz in Rasen aus, begünstigt durch das lebendige Tempo Straußscher und Bannerschers Walzer. So hat er sich alle die Jahre durch behauptet — bis vor kurzem, denn wer tanzt heute noch Walzer? Findet man überhaupt noch einen der alten Tänze in den modernen Tanzlokalen?

Die Zeiten haben sich geändert, die Menschen haben sich geändert, die Musik ist eine andere wie damals und auch der Tanz hat eine Wandlung erfahren. Vom Walzer blieb lediglich der Boston, der Zweischrittwalzer, man möchte sagen, der in Tat umgesetzte Wunsch: zurück zur Gemüthlichkeit. Was wir an anderen Tänzen besitzen, auch die Volkstänze, die sich bei uns, besonders in den ländlichen Bezirken, bis auf den heutigen Tag in ihrer Ursprünglichkeit erhalten haben, sind zum Teil durch Schiffer eingeführt, zum Teil als Vermächtnis fremder Truppen zurückgelassen. So stammt aus napoleonischer Zeit Gavotte, Française, Menuett, das Volk tanzte sie nach seiner Art und vergaß, daß die Tänze, die heute noch als „alte deutsche Tänze“ gelten, fremden Ursprungs waren. Andererseits aber wurden deutsche Tänze, wie Walzer, Rheinländer, Polka, durch deutsche Seeleute in andere Länder eingeführt. Nach Jahren tauchten diese deutschen Tänze unter fremden Namen mit den Umänderungen, die sie mittlerweile erfahren hatten, in Deutschland auf und wurden, wie alles, was vom Ausland kommt, ohne nähere Prüfung mit Enthusiasmus aufgenommen, und bald tanzt man durch alle Ballsäle bis hinunter zur Kaskemme die fremden Tänze mit Verbe und Ausdauer. So war es mit Schieber, Two-step, Fog-trott, Zimm, Jazz und wie die Eintagsfliegen alle heißen. Auch sie wurden bekämpft, so lange, bis — alle Welt sie tanzte!

Fachleute auf dem Gebiet der Tanzkunst begrüßen die „Revolution im Ballsaal“, sie hat eine neue Bewegung in das alte, schon längst langweilig gewordene Tanzbild gebracht. Gleich der Musik ist auch der Tanz international. Gemeingut aller Völker. Man muß nur die modernen Tänze für die deutschen Tänzer zurechtstellen. In Fachkreisen bemüht man sich seit langem, der Forderung „Schafft deutsche Tänze mit deutschen Namen“, gerecht zu werden. So wurden anlässlich des letzten Bundestages des Bundes deutscher Tanzlehrer in Frankfurt a. M. neue Volkstänze nach Volksliedern in Länderart vorgeführt, die von allen, auch den älteren Tanzlustigen, getanzt werden können. Allerdings werden diese Entwürfe vorläufig der Öffentlichkeit noch vorenthalten, da man sie erst ausprobieren will. Die augenblickliche Tanzwut wird abflauen, die Freude am Tanz aber bleibt bestehen, solange noch fröhliche Menschen den Erdball bevölkern.

## Einsamsein!

Jemand rief deinen Namen. Ich fuhrst du mit der Hand an die Stirn und warfst die Haare zurück. War es ein Gedanke, den du verschrecken wolltest? Oder ein stilles Erinnerung, das plötzlich versank, als der Tag dich rief? — Jemand rief dich, wollte dich etwas fragen. Die Welt forderte eine Antwort, eine Meinung von dir. Der Gedanke, der dich Sekunden, Minuten umschwirrt hatte, entfloß ins Wesenlose. Stilles Erinnerung erschrak vor der Stimme des Tages. Doch was du auch geantwortet — nichtig erschien es dir in diesem Augenblick.

Immer wieder fragt dich die Welt. Immer wieder lärmst sie in deine stillen Stunden. Sie will dich nicht grübeln sehen. Die Welt ist misstrauisch, wenn du die Einsamkeit suchst. Sie will nicht, daß du ihre Fragen fiehst. — Du aber liebst die Stille. Du liebst die verträumten Aebende, liebst die schweigenden Sterne und die Gedanken der Nacht. Du darfst nur nachts einsam sein; denn nachts schläft die Welt. —

Wenn du der Welt antwortest, antwortest du nicht. Wie nichtig erschien die ihre Frage, als sie deinen Gedanken verschluckte, als sie dich ausschrak aus stillem Erinnerung. So nichtig, als ob du sie gar nicht hättest hören dürfen, als ob die Antwort, die Meinung, die sie verlangte, nur eine Maske wäre, in der die Welt dich sehen möchte.

Wie nichtig erschien dir diese Maske . . .

Du und wir alle tragen Masken, wenn es Tag ist, wenn wir fragen und antworten. Nachts aber, wenn alle Hülsen fallen, siehst du dein Gesicht klar im Spiegel deiner Gedanken. Nachts, wenn die Welt schläft, siehst du dich nackt. — Schäm dich nicht deiner Nacktheit. Du siehst dein Ich und neigst deinem Stolz. Hoch oben lächelten die Sterne. Walter Schenk

Vom Sonnabend und von Weihnachten. Ist es nicht eigentlich sonderbar, daß ein ganzer Tag *Sonnabend* heißt? Die Erklärung, der Name bedeutet „Vorabend vor dem Sonntage“, ändert nicht das Geringste daran, daß hier ein Tag vom Morgen an „Abend“ genannt wird. Der Sonnabend ist nun aber nicht bloß laßfächlich, sondern auch sprachlich betrachtet der Tag vor dem Sonntage. Als *Christabend* und heiliger *Abend* bezeichnen wir in gleichem Geiste der Sprache den Tag vor dem Christfeste, und das mundartliche Wort *Fastelabend* bezieht sich ebenfalls auf den ganzen Tag vor den Fasten. Mit dieser Verwendung des Wortes *Abend* für Tag bewahrt unsere Sprache einen alten Brauch unserer Vorfahren auf, nämlich den, längere Zeiträume nicht nach Tagen, sondern nach Nächten zu bezeichnen. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus erwähnt diesen Brauch als merkwürdig in seiner „Germania“. Es mußte ja dem an die Rechnung nach Tagen gewöhnten Römer auffallen, daß hier ein Volk nach Nächten zählte. Diese Art zu rechnen, nahmen die Angelsachsen nach England mit, daher heißt im Englischen ein Zeitraum von vierzehn Tagen *fortnight*, d. i. vierzehn Nächte. In unserer Sprache bekundet sich der Brauch deutlich noch in dem Worte *Weihnachten*. Es bedeutet einen Zeitraum, eine Folge von mehreren geweihten, geheiligten Tagen. Weniger deutlich prägt er sich in *Fastnacht* aus. Die *Fastnacht* ist der ganze Tag vor den Fasten, an dem man noch einmal „fast“, das heißt lustig, ausgelassen ist. (Das Wort „fasen“, das schwärmen, *Parrelei* treiben bedeutet, brauchen wir heute nicht mehr; es klingt noch durch in „faseln“.) — Die *Nacht* hatte bei unseren Vorfahren sprachlich den Vorrang vor dem *Tag* und das höhere Gewicht. Im *Nibelungenliede* heißt es stets „*Nacht und Tag*“ in dem Sinne, in dem wir heute „*Tag und Nacht*“ sagen. Und wie man früher mit „*Nacht*“ einen Zeitraum von vierundzwanzig Stunden bezeichnete, so verwandte man auch das Wort *Abend* in weiterem Sinne als nur zur Bezeichnung der Tageszeit. Die erwähnten Worte *Fastnacht* und *Fastelabend* meinen beide den Tag. Den *Tag* meint auch in erster Linie der heilige *Abend* vor einem großen Kirchenfeste, und unzweideutig meint ihn der Name *Sonnabend*.

Das Geschäft des Elefantenzüglers. Vor einiger Zeit wurden wir mit der Nachricht überrascht, daß die Elefanten aussterben. Damit hat es aber seine guten Wege. Wie ein Elefantenzüger erzählt, gibt es in einzelnen Teilen des belgischen und des französischen Kongo und in dem *Lado-Gebiet* noch immer eine Unmenge, wenn auch freilich nicht mehr so viel wie vor etwa zehn Jahren, wo glückliche Jäger in einem Umkreis von ein paar hundert Metern fünf Elefanten mit aufeinanderfolgenden Schüssen erlegen konnten und innerhalb eines Tages 3000 Pfund und mehr Elfenbein erbeuteten. In zugänglicheren Gebieten sind die Elefanten freilich viel seltener geworden und werden durch besondere Jagdgesetze geschützt. Der Elefantenzüger muß zunächst von der betreffenden Regierung einen Erlaubnischein erwerben, der in den englischen Kolonien 50 Pfund kostet, und erhält dadurch nur die Genehmigung, einen einzigen männlichen Elefanten zu schießen, dessen Hauer mindestens 30 Pfund schwer sein müssen. Das Gewicht der Hauer ist nicht immer ganz leicht abzuschätzen, und um nicht ein zu junges Tier zu erlegen, müssen die Zähne eine Länge vom Ellenbogen eines Mannes bis zu seinen Fingerpitzen und die Dicke eines kräftigen Vorderarms haben. Ein so großer und so dicker Hauer wiegt etwa 32—37 Pfund. Besonders große Elefanten tragen Hauer von 300 Pfund Gewicht. Ein solcher Patriarch ist etwa 150 Jahre alt, mißt bis zur Schulter 12—14 Fuß, wiegt etwa 45 Zentner und mißt an der Sohle seines Vorderfußes 17 Zoll im Durchmesser. Um seine Hauer auszuschnitten, müssen vier geübte Männer etwa vier Stunden arbeiten. Das Elfenbein der weiblichen Elefanten unterscheidet sich von dem der männlichen durch größere Weiße und Festigkeit. Es ist daher auch fast doppelt so viel wert wie das männliche. Die Stoßzähne der weiblichen Elefanten wiegen aber selten mehr als 30 Pfund.

### Aus der Praxis

Buch-Chirurgie. So mancher kostbare Schatz der Druckkunst ist bereits vor dem Untergange gerettet worden durch die Geschicklichkeit des Buch-Chirurgen, der es zu erhalten und wieder herzustellen verstand. Die Kunst dieser Restauratoren von Büchern ist viel weniger bekannt als die der Bilderrestauratoren, aber sie ist nicht weniger schwierig und verlangt lange Erfahrung. Es kommen natürlich nur sehr seltene und wertvolle Werke für eine solche kostspielige „Chirurgische“ Behandlung in Betracht. Der schöne Druck des 16. Jahrhunderts, der jahrelang im Keller gelegen hat und dessen Seiten nun vom Bücherwurm zerfressen, von der Feuchtigkeit befeuchtet und außerdem zerrissen sind, wird durch sachgemäße Behandlung wieder so dauerhaft, daß er noch weitere 400 Jahre durch die Pracht seines Druckes entzücken kann. Die Reinigung erfolgt am besten dadurch, daß die Stockflecken mit übermangansaurem Kali behandelt werden. Dadurch werden alle Flecken entfernt, aber das ganze Blatt erhält eine braune Tönung, und es muß nun wiederum eine sehr schwache Lösung von Schwefelsäure angewandt werden, um dem Papier sein schönes Weiß wiederzugeben. Die Blätter werden dann mit einem dünnen Leim bearbeitet, der ihnen Stärke und Dauerhaftigkeit verleiht, und dann werden die so behandelten Seiten auf den Gesamiton der Buchblätter so sorgfältig abgetönt, daß man die

restaurierte Seite von den ursprünglichen nicht unterscheiden kann. Außer Stockflecken bekommt manches Papier, besonders das weniger gute, das während des 19. Jahrhunderts beim Buchdruck verwendet wurde, eine Menge kleiner brauner Flecke, so daß die Seite wie gesprenkelt aussieht. Diese Unschönheiten lassen sich rasch wegbringen, wenn man in vorsichtiger Weise Butter verwendet. *Moderflecke* sind die schwersten von allen Buchkrankheiten, denn der *Moder* frisst sich, wenn er nicht gründlich entfernt wird, von Deckel zu Deckel durch das ganze Buch durch und löst die Blätter langsam auf. Sind die Seiten eines Buches zerrissen, die Ränder beschädigt oder durch den *Moder* Löcher hineingekommen, dann muß eine Operation vorgenommen werden, die viel Sorgfalt und Übung erfordert. Die fehlenden Stellen werden nämlich durch neues Papier ersetzt. Die erste Sorge des Buch-Chirurgen muß dann die sein, daß das neue Papier mit dem alten genau übereinstimmt, nicht nur im Korn und in der ganzen Art, sondern auch im Wasserzeichen. Zu diesem Zwecke besitzt der erfahrene Buchrestaurator eine Sammlung alter Papiere. Fehlt nun z. B. die Ecke einer Buchseite, so schneidet er ein etwas größeres Stück aus dem passenden Papier aus, klebt dieses Stück in der behutsamsten Weise fest und schneidet dann mit einem scharfen Messer das überstehende Stück so genau ab, daß die neue Blattdecke vollständig zu den übrigen Ecken der Buchseiten paßt. Sind Buchstaben oder Teile von Illustrationen beschädigt, dann muß das Fehlende mit Feder und Linie nachgezogen werden. Als Vorlage dient ein anderes Exemplar desselben Buches, und man muß dabei darauf achten, daß die verwendete Tinte in der Farbe genau zu der Farbe des Druckes paßt. Leichter ist es schon, die Einbände zu restaurieren. Die Aufgabe des Buchrestaurators besteht nicht etwa darin, einem alten Buch ein recht neues Ansehen zu geben, sondern es möglichst genau in seiner Originalform zu erhalten und vor weiterem Verfall zu schützen.

### Erziehung und Unterricht

Der Ringversuch als Jugendberzieher. Das Beringen von Vögeln, das seit einiger Zeit von verschiedenen Vogelwarten zum Studium der Vogelzugwege durchgeführt wird, ist mit Glück auch in der Volksschule angeregt worden und hat hier sehr günstig auf die Erziehung der Kinder zur Tierliebe und zum Tierstudium eingewirkt. Wie E. Schnabel in der „Zeitschrift für Vogelschutz“ erzählt, gelang es ihm, die Kinder von Tierquälereien und Brutaktäten aller Art auf diese Weise abzubringen. Die Kinder werden dadurch zur Naturbeobachtung erzogen, regen auch die Erwachsenen zur Beteiligung an, hegen und schützen „ihre“ Vögel, die sie im Nest beringt haben und verfolgen ihr Gedeihen, ihr Kommen und Gehen mit Aufmerksamkeit. „In den Naturgeschichtsstunden“, berichtet Schnabel über seine Erfahrungen, „brachten mir meine Schüler wiederholt Vögel, wie Kohlmeisen, Rauchschwalben, Schleiereulen, Eisvögel, die durch irgendwelche Umstände in ihre Hände gekommen waren. Nachdem ich ihnen in Kürze Wesen und Zweck des Ringversuchs leicht faßlich durchgeführt hatte (Anlegung eines Aluminiumringes mit eingestanzter Nummer, Namen der Vogelstation, Reisezeit, Reiseziel usw.) markierten wir die Vögel. Wie die Schüler staunten, wie die Augen blühten ob des Neuen, noch nie Dagewesenen! Wir hatten bei unseren Versuchen meist Glück; eine gezeichnete Kohlmeise wurde mehrmals gefangen, dergleichen ein Eisvogel. Meine Schulkinder werden den Augenblick nie vergessen, da eine Blaumeise nach der Beringung den heillos schmerzenden Ring vom Bein loszujammern versuchte. Später wurde auch sie gemeldet. Der Versuch, Drisbeständigkeit nachzuweisen, gelang vortrefflich. Welch eine Menge von Fragen tauchen auf, reizen zur Beantwortung! Auch für den Unterricht in der Erdkunde bietet der Ringversuch neue Bahnen, in denen die Kinder den markierten Liebling auf der Landkarte bei seinem Zuge begleiten und alle seine Abenteuer miterleben. Wichtig aber ist auch die Aufklärung, die von den Schülern unter die Erwachsenen getragen wird. Die Kinder werden zu wertvollen Mitarbeitern des Lehrers bei seinen ornithologischen Streifzügen. So bringt der Ringversuch mannigfachen Segen, macht den Unterricht anziehender und bunter, veranlaßt die Kinder zu gesundem Tummeln im Freien und verknüpft sie immer inniger mit dem schönen Gedanken des Vogelschutzes, der durch sie weiter getragen wird.

### Erdkunde

Sonne und Schatten in den Alpentälern. „Auf der Sonnenseite“ nannte der tiroler Volksschriftsteller Rudolf Greinz eines seiner hübschesten Bücher; auf der Sonnenseite herrschen Gesundheit, Wohlstand, Frohsinn, während gegenüber auf der Schattenseite des Tales Krankheit und Elend zu Hause sind. Was Greinz hier dichterisch geformt, das hat die wissenschaftliche Nachprüfung bestätigen können. Abgesehen von den nordwärts verlaufenden Tälern, bei denen keine Seite bevorzugt ist, wohnt in vier Fünfteln aller Alpentäler der größere Teil der Talbewohner, in manchen Tälern bis drei Viertel und mehr, auf der Sonnenseite, wo auch die Felder und Weinberge liegen, während die Schattenseite das Reich der Wälder geblieben ist, die im Schatten und in der Feuchtigkeit besser gedeihen als in der Prallsonne. Nur Bergwerksorte und Verkehrschnittpunkte konnten auf die Sonnenseite keine Rücksicht nehmen, und manche von ihnen bekommen daher den ganzen Winter hindurch, vier oder gar fünf Monate lang, keinen Sonnenstrahl, während dem Bauer „jederzeit die Sonne ins Fenster scheint“.